

Feuerwehrgottesdienst am 25.11.2025, Kaiserdom Frankfurt

Predigt zu Lk 10, 25-37

Holger Kamlah (evgl. Stadtdekan) und Michael Thurn (Leiter der kath. Stadtkirche)

Liebe Mitglieder der Feuerwehr Frankfurt, liebe Gemeinde,

Jesus erzählt im Lukasevangelium eine Geschichte. Aber sie beginnt nicht mit dem Überfallenen am Straßenrand. Sie beginnt mit einem Dialog zwischen Jesus und einem Schriftgelehrten über die großen Fragen des Lebens. Über das, was wesentlich ist. Beide wissen es und der Schriftgelehrte spricht es aus: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit all deiner Kraft. Und du sollst deinen Nächsten wie dich selbst.“

Soweit die Theorie. Aber was bedeutet das für die Praxis? Für das wirkliche Leben? Für den Alltag? Das sagt sich so schön: Deinen Nächsten lieben. Was heißt das aber genau? Und wer ist denn mein Nächster oder meine Nächste? Der Schriftgelehrte ist bestimmt ein begnadeter Theoretiker, er kennt die Schrift in uns auswendig, kann gut reden und argumentieren. Aber was heißt das denn für die konkrete Praxis, für das Leben an jedem Tag? Wer ist denn mein Nächster? Für wen bin ich zuständig? Wem schulde ich die Liebe?

Eine allzu menschliche Frage, nicht wahr? Wir alle ziehen Grenzen, wir können nicht für alles und jeden verantwortlich sein. Der Schriftgelehrte will eine klare Definition. Eine Regel, an die er sich halten kann. Und Jesus? Jesus erzählt eine Geschichte. Keine Definition. Keine theologische Abhandlung, sondern eine Geschichte mitten aus dem Leben. So wie Sie, liebe Feuerwehrleute, jeden Tag viele Erfahrungen machen – mitten im Leben. Hören wir mal rein in die Geschichte, die Jesus erzählt.

„Ich wollte doch nur von Jerusalem nach Jericho heruntergehen. 27km in der Hitze bergab durch die Wüste. Ja, ich weiß, das ist nicht ungefährlich. Es gibt Räuber, es gibt Überfälle. Aber das mir etwas passiert, damit habe ich nicht gerechnet. Jetzt liege ich da im Staub der Straße nach Jericho. Die Sonne brennt. Jede Bewegung ein stechender Schmerz. Das Blut verkrustet auf meinem Gesicht. Zusammengeschlagen haben sie mich. Getreten, bis ich fast bewusstlos wurde. Ich kann kaum mehr denken. Nur noch: Überleben. Nur noch: Hilfe. Bitte, Hilfe. Dann höre ich Schritte. Gott sei Dank! Hilfe naht! Ich versuche zu rufen, aber es kommt nur ein schwaches Stöhnen. Die Schritte kommen näher... Ich höre sie stocken. Er hat mich gesehen – ich bin sicher. Meine Hoffnung flammt auf. Gleich wird er bei mir sein. Gleich... Die Schritte entfernen sich. Er geht vorbei. Die Verzweiflung ist schlimmer als alle Schmerzen. Bin ich es nicht wert, gerettet zu werden? Bin ich schon verloren?“

„Ich bin der Priester. Natürlich habe ich ihn gesehen. Ich bin doch nicht blind. Ein Mensch, zusammengeslagen, blutüberströmt. Furchtbar. Wirklich furchtbar. Aber verstehen Sie doch: Ich war auf dem Weg zum Tempeldienst nach Jerusalem. Mein Dienst für Gott! Wenn ich einen Toten berühre – und wer konnte wissen, ob er noch lebte? – dann bin ich unrein. Sieben Tage lang. Der ganze Gottesdienst würde ausfallen. Hunderte Menschen warten auf die Liturgie. Ich habe eine Verantwortung vor Gott! Das steht doch so im Gesetz. Gott selbst hat es geboten. Und seien wir ehrlich: Vielleicht war es eine Falle. Die Räuber könnten noch in der Nähe sein. Ich musste an meine eigene Sicherheit denken. An meinen heiligen Auftrag. Die Gottesliebe erfordert Gehorsam gegenüber den Geboten. Bestimmt wird jemand anderes sich kümmern und helfen.“

„Ich bin der Levit. Ich kam kurz nach dem Priester. Sah die Fußspuren im Staub – er war eben erst vorbeigegangen. Und dann sah ich den Mann dort liegen. Mein erster Impuls war:

Hingehen, helfen! Aber dann dachte ich: Wenn schon der Priester nicht geholfen hat, wenn sogar er vorübergegangen ist, dann gibt es dafür sicher einen guten theologischen Grund. Einen Grund, den ich vielleicht nicht verstehe. Wer bin ich denn, dass ich es besser wüsste als ein Priester? Ich bin doch nur ein Levit. Und dann: Ich bin kein Arzt. Was, wenn ich etwas falsch mache? Was, wenn ich seine Wunden falsch versorge und dadurch alles noch schlimmer wird? Die Verantwortung! Was, wenn er währenddessen stirbt – unter meinen Händen? Und diese Ungewissheit – lebt er noch, oder ist er schon tot? Nein, das überfordert mich. Ich bin nicht ausgebildet dafür. Das können andere besser. Professionelle Hilfe. Ich bete für ihn – das kann ich tun. Ja, ich werde für ihn beten, sobald ich in Jerusalem bin.“

Sie kennen diese Situationen. Menschen in Not, die auf Hilfe warten. Für die jede Minute zählt. Die goldene Stunde bei Verletzungen. Die ersten Minuten bei einem Brand. Aber zwei Männer gehen vorbei. Sie helfen dem Verletzten nicht. Dem einen ist sein Gottesdienst wichtiger als der Mensch vor ihm. Er will sich nicht die Hände schmutzig machen. Der andere hat Angst, etwas falsch zu machen und tut stattdessen lieber gar nichts. Er ist überfordert. Sie, liebe Feuerwehrleute, werden das kennen: Menschen, die vorbeigehen. Die nicht helfen. Die denken, es wird schon irgendjemand helfen, aber doch nicht ich. Die noch nicht einmal die 112 wählen. Menschen, die wegschauen.

„Ich bin der Samariter. Ich weiß, die meisten schauen abschätzig auf uns Samariter. In den Augen von den meisten anderen sind wir nichts wert. Aber heute habe ich mich auf den Weg gemacht ritt auf meinem Esel die Straße entlang. Geschäftlich unterwegs. Eigentlich hatte ich keine Zeit. Und als ich ihn dort liegen sah – ehrlich gesagt, mein erster Gedanke war: Das ist einer von denen, die auf uns Samariter herabsehen. Die uns verfluchen. Dieser Mann dort, der würde normalerweise die Straßenseite wechseln, wenn er mir begegnet. Der würde sich für unrein halten, wenn er mit mir spricht. Warum sollte ich ihm helfen? Lass ihn doch liegen, wie seine eigenen Leute ihn haben liegen lassen. Aber dann... dann sah ich ihn wirklich an. Und ich konnte nicht anders. Denn mir wurde klar: Da lag ein Mensch. Nicht ein Jude oder ein Samariter. Nicht ein Feind oder ein Freund. Ein Mensch. In Not. In Lebensgefahr. Alles andere war in diesem Moment unwichtig. Die alten Feindschaften. Meine Reisepläne. Die Gefahr für mich selbst. Meine Termine. Es gab nur diese eine Frage: Was braucht dieser Mensch jetzt von mir? Ich nahm also etwas Öl und Wein und goss es auf die Wunden – das Beste, was ich dabei hatte, das desinfiziert und heilt. Er habe ihn verbunden und versorgt und auf meinen Esel gehoben. In der Herberge bin ich über Nacht bei ihm geblieben, zur Sicherheit – bis ich sicher war, dass nichts mehr passieren kann. Zum Glück hatte ich noch zwei Silbergroschen dabei, die gebe ich dem Wirt, dass er den Mann weiter pflegt. Nicht gerade wenig, dafür muss ich zwei Wochen arbeiten. Aber gut, der Mann braucht Hilfe, da gibt es kein Vertun.“

Der Samariter fragt: Was braucht dieser Mensch jetzt von mir? Nicht: Bin ich zuständig? Nicht: Was sind die Regeln? Nicht: Was kostet mich das? Sondern: Was wird gebraucht? Der Samariter übernimmt die volle Verantwortung. Er schiebt nichts ab. Er rechtfertigt sich nicht. Er tut, was nötig ist. Und er organisiert die Weiterversorgung. Er weiß: Ich kann nicht alles allein. Aber ich Sorge dafür, dass Hilfe weitergeht. Das ist es, was Sie jeden Tag tun. Wenn der Melder geht. Wenn Sie ausrücken. Ob es ein Brand ist, ein Verkehrsunfall, ein medizinischer Notfall. Sie fragen nicht nach der Religion der Menschen, die Sie retten. Nicht nach ihrer Herkunft. Nicht nach ihrer politischen Einstellung. Nicht danach, ob sie selbst Schuld sind an dem Notfall. Sie fragen: Was wird gebraucht? Wie können wir helfen? Sie handeln. Konkret. Mit Ihrer Ausbildung. Ihrer Ausrüstung. Ihrer Erfahrung. Aber auch – und das sollten wir nicht vergessen – mit Ihrer eigenen Verletzlichkeit.

Der Samariter riskierte etwas. Er machte sich angreifbar. Er verlor Zeit und Geld. Er hätte selbst überfallen werden können, während er dem Verletzten half. Auch Sie gehen Risiken ein. Bei jedem Einsatz. Sie tun das im Hauptberuf – was für ein Dienst an unserer Gesellschaft und für unsere Stadt. Und Sie tun das im Ehrenamt. Wie großartig ist das denn!? Das, was Sie tun, ist mehr als ein Job, eine lästige Pflicht. Es ist ein herausragender Dienst am Wohl der Menschen in unserer Stadt. Ohne Sie, ohne ihren Dienst, ist das Zusammenleben in unserer Stadt schlicht und einfach nicht vorstellbar.

Der Samariter hat angepackt, aber er konnte nicht alles allein. Er brachte den Verletzten zum Wirt. Er organisierte Hilfe. Er erkannte seine Grenzen und sorgte für ein Netzwerk der Fürsorge. Auch Sie arbeiten im Team. Verlassen sich aufeinander. Wissen, dass die Kameradin, der Kamerad neben Ihnen, alles für Sie tun würde. Diese Gemeinschaft trägt. Gerade auch in den schweren Momenten. Wenn ein Einsatz nicht gut ausgeht. Wenn Sie an Grenzen stoßen. Wenn die Bilder nicht aus dem Kopf gehen wollen.

Wer also ist mein Nächster? Sie zeigen uns: Mein Nächster ist der oder die, die mich braucht – egal, um wen es sich handelt. Egal welchen Alters, welchen Geschlechts, welcher Herkunft. Egal ob sympathisch oder unsympathisch. Mein Nächster ist, wer mich braucht. Punkt. Von Ihnen, liebe Feuerwehrleute, können wir alle das lernen. Vielen Dank für Ihren großartigen Dienst!